

Hilf mir es selbst zu tun

Wach und sensibel für das Lokale, den Bezirk, das Grätzel. Sensibel für die Interessen der Bewohner. Die Gemeinwesenarbeit ist wieder da.

Es beginnt immer mit dem persönlichen Gespräch. Zuhören steht am Anfang. Was sind die größten Probleme, was soll besser werden, was klappt gut, woraus schöpft man Kraft, was lähmt, wie geht's den Kindern? Es beginnt mit Menschen und ihren Interessen. An ihrem Lebensmittelpunkt. Marianne war gerade zu Besuch. Sie ist Community Organizerin. Als nächstes wird sie die hundert Gespräche, die sie führt, in ihrem Kopf ordnen und offene Fragen recherchieren; den Anliegen nachgehen, die anstehen im Bezirk und im Grätzel. Und als drittes wird sie gemeinsam mit den BewohnerInnen des Stadtteils aktiv werden. Ein Grundsatz Mariannes lautet: „Tue nie etwas für Menschen, das sie selbst tun können“.

Wach sein für das soziale Umfeld. Offen für den Sozialraum. Aktiv vor Ort. Diese Haltungen erfahren wieder mehr Aufmerksamkeit in der wissenschaftlichen und sozialen Praxis. In der Gesundheitsförderung beispielsweise hat sich der Setting-Ansatz etabliert, der wach und sensibel für das Lokale, den Bezirk, das Grätzel ist. Damit werden zwar die makroökonomischen Rahmenbedingungen nur gering beeinflusst, aber es kann zu hilfreichen Veränderung des näheren sozialen Umfelds kommen. Und damit auch zu Veränderungen des eigenen Alltags in der Schule, im Betrieb, im Stadtteil, in der Gemeinde oder rund ums Krankenhaus. Dazu gibt es schonen einen kleinen Erfahrungsschatz von erfolgreichen Projekten: So kochen Mütter mit verschiedenster Herkunft in der Schule und erfahren gleichzeitig etwas über gesunde Ernährung. Aktivierende Befragungen von Alleinerzieherinnen in einem Stadtteil haben zu Kooperationen von Frauen in der Betreuung erkrankter Kinder geführt. Die aufsuchende Betreuung rund um die Geburt in einem sozialen Brennpunkt-Bezirk hat Krisen und sozialen Stress aufgefangen. Dort gibt es viele minderjährige Mütter, ohne abgeschlossene Berufsausbildung in miesen Wohnverhältnissen, etc... Hebammen übernehmen die Nachbetreuung im Wochenbett, kooperieren mit sozialen Stützpunkten und mit dem Krankenhaus. Ein Straßencafé bietet Raum für Austausch und niederschweligen Kontakt. Oder Schulen öffnen sich zum Stadtteil und werden Schnittstelle zur Freizeitgestaltung und auch zu Elternbildung.

Einzel in Zellophan gewickelt

Im Chicago der Wirtschaftskrise vor hundert Jahren bauten sich „Bürger-Organisationen“ auf. Ihr Mitbegründer Soul Alinsky grenzte das „Community Organizing“ sowohl von der Gemeinwesenarbeit als auch von der Wohlfahrt ab. Die Stadtteilarbeit, befand er, sehe zu wenig das Ganze der sozialen Misere und wickle die zusammenhängenden Probleme des Lebens „einzeln in Zellophan ein“. Jugendprobleme, Kriminalität, Mieterfragen oder Krankheiten können nicht als isolierte Phänomene betrachtet werden. Statt Arbeitsplätze, gerechten Lohn, Abbau von Diskriminierungen gibt es dann „beaufsichtigte Freizeitbeschäftigung,

Bastelkurse und Persönlichkeitsbildung“. Und die Wohlfahrt begegne „den Menschen im Slum wohlwollend und gütig, nicht um ihnen zu helfen, ihren Weg aus dem Dreck freizukämpfen, nein! Sie kommen, um diese Leute ´anzupassen`. Anzupassen, damit sie in der Hölle leben werden und es noch gut finden“. Bürger-Organisationen hingegen, wie Alinsky sie meinte, bedeuten „Einmischung“ und „aktivierende Beziehungsarbeit“. Die Bürgerrechtsbewegung Martin Luther-Kings schöpfte aus diesen Erfahrungen in ähnlicher Form wie Barack Obama in seiner ersten Wahlkampagne „Yes, we can“. Community Organizing hat gerade im Umfeld kirchlicher Gemeinden in den USA eine starke Tradition. Mittlerweile hat sich der Ansatz auch in Europa, beispielsweise in Niedersachsen etabliert. Marianne arbeitet dort für die Diakonie. Und organisiert gerade mit einigen Familien eine bessere Kinderbetreuung im Grätzel.

Ressourcen

„Die Gemeinwesenarbeit hat sich mittlerweile weiter entwickelt“, sagt Christoph Stoik, Experte für Sozialraumorientierung an der Fachhochschule Campus Wien. Die Prinzipien sollten sein:

- Gemeinwesenarbeit orientiert sich an den Bedürfnissen und Interessen der Menschen, die in einem Stadtteil leben, und fördert die Teilhabe der Menschen am ökonomischen, politischen, sozialen und kulturellen Leben.
- Dabei setzt sie bei der Selbstorganisation und den Selbsthilfekräften der BürgerInnen an. Die Menschen werden dabei unterstützt, selbst aktiv zu werden, um ihre Bedürfnisse und Interessen öffentlich zu machen und sich für ihre Anliegen selbst einzusetzen.
- Sie arbeitet sowohl zielgruppen- als auch ressortübergreifend (Wohnen, Gesundheit, Arbeit, Freizeit, Bildung, Kultur etc.), um die komplexen Aufgabenstellungen bewältigen zu können.
- Gemeinwesenarbeit hat eine intermediäre Funktion. Sie ist Bindeglied zwischen den Interessen und Aktivitäten der Menschen und den Ressourcen der Stadt und gestaltet Aushandlungsprozesse zwischen EntscheidungsträgerInnen aus Verwaltung und Politik einerseits und BürgerInnen andererseits.

Eine wichtige Aufgabe ist die Vernetzung und Kooperation zwischen den Menschen der verschiedenen Einrichtungen und denen im Stadtteil. Dabei wird vor allem auf die Stärken geachtet, es werden vorhandene Ressourcen im Stadtteil aktiviert, miteinander verknüpft und soziale Netzwerke geschaffen bzw. gestärkt.

„Die Grenzen der Gemeinwesenarbeit beginnen dort“, so Stoik, „wo es um die Lösung gesamtgesellschaftlicher Probleme, wie Massenarbeitslosigkeit geht. Die Gemeinwesenarbeit löst diese Probleme nicht. Sie kann aber positiv Verantwortung übernehmen, wenn sie gesamtgesellschaftliche Probleme öffentlich macht“.

Solidarkultur

Solidarität ereignet sich als personales, mitmenschliches Handeln im privaten Raum. Menschen begegnen einander von Gesicht zu Gesicht, face-to-face, und unterstützen einander: ein Mittagessen für die Kinder, die Pflege der Oma, einem Flüchtling Unterschlupf gewähren. Dann manifestiert sich Solidarität als Handeln in Netzen, Vereinen, Gemeinschaften: eine Erwerbsloseninitiative, Selbsthilfevereinigungen oder eine Gruppe in der Pfarrgemeinde, die sich trifft und Gemeinsames unternimmt. Und als drittes existiert Solidarität als Gesellschaftsvertrag, als anonymes Einverständnis: Hilfe bei Krankheit, Arbeitslosigkeit, im Alter, ...

Nun ist es möglich, dass eine hohe Solidarkultur in face-to-face Gemeinschaften mit einer geringen Solidarität als Gesellschaft einhergehen kann: viele Initiativen und informelle Netze vor Ort, aber ein Viertel der Bevölkerung an der Armutsgrenze. Das ist das System in den USA und auch ansatzweise in England. Und es ist möglich, dass ein mit hoher gesellschaftlicher Solidarität ausgestattetes Gemeinwesen geringes solidarisches Handeln der BürgerInnen aufweist. Das wäre das Modell Wohlfahrt von oben, paternalistisch, ohne Mitbestimmung. Keine Selbstbestimmung bei sozialen Dienstleistungen, keine Mitbestimmung von Patienten im Krankenhaus, kein sozial durchlässiges Schulsystem, kein Wahlrecht für Migranten.

Eine moderne Sozialpolitik braucht eine Solidarkultur in der Vermittlung von Gesellschaft, Gemeinschaft und Privatem. Denn solidarisches Handeln im Privaten allein heißt Familie, und meint unter den aktuellen Bedingungen unbezahlte und letztendlich abhängige Versorgungsarbeit von Frauen.

Solidarisches Handeln in der Gemeinschaft allein heißt Ausschluss des „Randständigen“, des Dissidenten, des „Ab-Normalen“. So kamen laut einer Studie in den Tiroler Sozialsprengeln Alkoholprobleme, MigrantInnen oder schwierige Jugendliche im bürgerschaftlichen Engagement kaum vor. Und solidarisches Handeln in der Gesellschaft allein heißt: Delegation an die öffentlichen Einrichtungen und Nichtzuständigkeit allerorts. Eine entwickelte Solidarkultur aber macht das Funktionieren und Ineinandergreifen aller drei Bereiche aus.

Ein Grundsatz aus dem Community Organizing lautet: „Tue nie etwas für Menschen, das sie selbst tun können“. Und Marianne fügt hinzu: „Tue alles dafür, dass die Menschen können, was sie tun wollen.“

Martin Schenk

Sozialexperte, Stv. Direktor Diakonie Österreich